

Die schriftgelehrte Katze

Eine Basler Tagung über
Literatur und Schreibmaschine

Die ganze Differenz zwischen Hand- und Maschinenschrift lässt sich von dem Umstand her denken, dass man von Hand ein *a* noch zu einem *ä* machen kann, ohne den Buchstaben löschen zu müssen. Eine folgenreiche Verschiebung: Aus der kontinuierlichen Bewegung des Schriftzugs wird die Aneinanderreihung gesonderter Zeichen, aus der Möglichkeit der Ergänzung die Notwendigkeit der Substitution. Die Etablierung der Schreibmaschine im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts durchtrennt zum ersten Mal die Verbindung zwischen dem Körper des Schreibenden und der spezifischen Gestalt seiner Äußerungen: eine Konstellation, die vielleicht zu den fundamentalsten Einschnitten in der Geschichte der Literatur gehört. Diesseits dieses Einschnitts verweist Schrift nicht mehr notwendigerweise auf einen Vorstellungsgehalt; ob die Worte wirklich Resultat dichterischen Empfindungsvermögens sind, kann nicht mehr gewährleistet werden, sobald die Produktion der Buchstabenfolgen mechanisiert ist. Auch eine über die Tastatur huschende Katze könnte ein sinnvolles Wort zustande bringen.

Die Frage nach der „Gefülltheit“ der Zeichen im Zeitalter der Schreibmaschine stand im Zentrum des Basler Symposions „(Mechanisiertes) Schreiben von 1850 bis 1950“, veranstaltet von Martin Stingelin und seinen Mitarbeitern Davide Giuriato und Sandro Zanetti. Von Anfang an wurde dabei klar, dass die Rezeption der neuen Apparatur immer schon zweigeteilt, im kritischen wie im emphatischen Sinne, verläuft; neben dem erwartbaren Vorwurf der Nivellierung und Entweihung des Schreibens, etwa von Seiten Benjamins oder Heideggers, finden sich um 1900, wie Davide Giuriato vorführte, auch zahlreiche Dokumente eines liebevollen, ja fetischistischen Blicks der Autoren auf ihre Schreibmaschine. Dass das Gerät literarische Produktion eher fördert als behindert, gilt auf ganz pragmatische Weise für einen der ersten deutschen Typisten überhaupt, für Friedrich Nietzsche, der im Winter 1881/82 bis zum raschen Versagen des Farbbandes mit der „Schreibkugel“ Malling-Hansens arbeitet. Der Apparat ermöglicht es dem fast vollständig erblindeten Philosophen, seine Texte noch einmal selbstständig zu Papier zu bringen, wie Martin Stingelin und der Berliner Literaturwissenschaftler Christof Windgetter zeigten.

An Nietzsches Typoskripten lässt sich auch die Frage erörtern, inwiefern ein neues Medium in den literarischen Stil eines Autors eingreift. Nicht nur die Beobachtung, dass Nietzsches Praxis des aphoristischen Schreibens durch den Gebrauch des Apparats vorangetrieben

wird – auch seine Wiederaufnahme lyrischer Produktion (der erst jüngst veröffentlichten „Schreibmaschinengedichte“) macht auf diesen Zusammenhang aufmerksam.

Kreativer Parasit

Was der Reduktion des Typoskripts auf eine im doppelten Sinn „unbedeutende“ Abschrift entgeht, führte der Wissenschaftshistoriker Christoph Hoffmann vom Max-Planck-Institut Berlin vor. Er beschäftigte sich mit der Identifizierung von Schreibmaschinentexten in der Kriminalistik wie in der Editionsphilologie: ein Verfahren, das zwar, wie Sherlock Holmes ein Vierteljahrhundert vor der tatsächlichen Realisierung ankündigte, durchaus möglich ist, das aber auf ein unlösbares Problem zuläuft. Denn identifizierbar ist immer nur das Gerät, niemals der Urheber.

Wieder rückt die unüberbrückbare Kluft zwischen schreibendem Subjekt und Typoskript in den Blick – der Grund dafür, warum bis heute kein Testament auf der Maschine geschrieben werden darf –, und es war Christoph Hoffmanns Verdienst, dass er ein ganz ähnliches Erkenntnisproblem für die jüngere Editionsphilologie sichtbar machte. Wenn etwa in den nachgelassenen Typoskripten von Bachmann oder Brecht nur die benutzten Schreibmaschinen voneinander zu unterscheiden sind: Wie lässt sich dann ermitteln, ob ein Blatt vom Autor selbst oder von einem Kopisten angefertigt wurde? Hoffmann verwies auf eine aus der Kriminalistik des frühen 20. Jahrhunderts bekannte Strategie: auf die Ermittlung von wiederkehrenden individuellen Tippfehlern, die Autoren wie Verbrecher der Tat überführen.

Wenn also das Leitinteresse der Tagung darin bestand, das autonome Moment der Schreibmaschine herauszustellen, sie der üblichen Betrachtung als bloße Durchgangsstation der Wörter zu entreißen, dann beschrieb der Basler Literaturwissenschaftler Hubert Thüning in seinem Vortrag über Friedrich Glauser eine besonders interessante Konstellation. Ihm ging es gewissermaßen um die Subvertierung dieser Durchgangsstation, um den Typisten als Parasit. Glauser arbeitete in den langen Jahren seines Aufenthalts in der Psychiatrie auch als Sekretär und tippte Gutachten für die Anstaltsdirektion; während seiner Arbeit an dem Roman „Matto regiert“, im Milieu der Psychiatrie angesiedelt, fügte er jedoch einen verborgenen Durchschlag in die Maschine ein, um die Akte in literarisches Material zu verwandeln. In „Matto regiert“ schließlich findet sich ein Abschnitt über den verdächtigen Insassen Pieterlen, der, wie Thüning zeigte, stellenweise wortwörtlich mit dem Anstaltsgutachten identisch ist. – Die Geburt des Autors aus dem Kopisten: Wenige Fälle der Literaturgeschichte zeigen mit vergleichbarer Deutlichkeit das schöpferische Vermögen der Schreibmaschine.

ANDREAS BERNARD